

Klaus Harpprecht

Müssen die Kirchen dran glauben?

Die Majorität der nominellen Mitglieder der christlichen Kirchen, womöglich sogar die der praktizierenden Christen akzeptieren zentrale Elemente des Glaubens nicht länger. Wie lange aber kann die Distanz zwischen Glaubensanspruch und Glaubenswirklichkeit überbrückt werden?

Klaus Harpprecht

(* 1927) ist Mitherausgeber der *Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, war u.a. Berater von Willy Brandt. 2009 erhielt er den Lessing-Preis der Stadt Hamburg. Bei S. Fischer erscheint in Kürze: *Arletty und ihr deutscher Offizier*.



Eine der seltsamsten Redensarten der Deutschen: »Er muss dran glauben...« Das heißt in unserem Sprachgebrauch selten, ein Mensch sei zu der Einsicht gelangt, dass er glauben müsse, was er nicht glauben wollte. Es könnte auch das bedeuten. Aber der Volksmund lässt in der Regel nur die eine brutale Auslegung zu: Wenn jemand »dran glauben muss«, dann sagt dies leider, dass ein Menschenwesen zu Tode kommt.

Wer nach einer rationalen Erklärung für die düstere Formulierung sucht, ist auf Vermutungen angewiesen, die schließlich auf die heilig-unheilige Inquisition weisen. Gab sie nicht ihren Opfern mit Hilfe der Folter zu verstehen, es bleibe ihnen keine Wahl, als sich mit dem Bekenntnis ihrer todeswürdigen Sünden dem Gericht zu unterwerfen und ihr Leben in einem Akt der Buße dahinzugeben? Die verstockte Verweigerung des Geständnisses bezeuge nur, dass sie Knechte oder Mägde des Teufels seien, die damit ihr Leben verwirkt hätten: ein Urteil von unkorrigierbarer Logik, die sich wie ein Strick um die Halse legte – der Doppelhelix geistlicher Rechtsprechung. Frappierend das Glaubenszeugnis in den Hexenprozessen, das kein Entrinnen zuließ: Ging das Opfer, in ein tiefes Wasser

geworfen, nach einer Weile vergeblichen Ringens um Luft, schließlich unter, wie das Gesetz der Natur es befiehlt, dann war dies ein eindeutiger Beweis seiner Schuld. Schwamm das Menschenkind oben, was nur mit des Satans Hilfe gelingen konnte, dann verdiente es die Exekution erst recht – auf dem Scheiterhaufen, damit das Element des Feuers zutage bringe, was das Element des Wassers verschwieg. Finsternes Mittelalter?

In der sogenannten Neuzeit drehten Ankläger und Gerichte der stalinistischen Schauprozesse die Schraube des quasi-religiösen Terrors noch ein Stück weiter. Sie weckten mit ihren Methoden der intellektuellen Folter in den »Verrätern« und »Parteifeinden« den Wunsch, sich aus (vermeintlich) freiem Willen selber schuldig zu sprechen: Sie hätten den Tod verdient, riefen sie – manche zitternd und zagend, manche mit ruhiger Klarheit, manche geradezu jubelnd –, und sie legten damit zugleich ein letztes Treuebekenntnis zur Partei und ihrem allwissenden Führer Josef Wissarionowicz Stalin ab, »... denn die Partei hat Recht, sie hat immer Recht«, wie Bertolt Brecht die Junggenossen in seinem Film *Kuhle Wampe* singen ließ. Niemand beschrieb den psychologischen Mechanismus jener Verfahren eindringlicher als Arthur Koestler in seiner *Sonnenfinsternis*. Seine Beobachtungen bestätigten sich präzise, als nach dem Zusammenbruch des Roten Imperiums die Dossiers der großen Säuberung der 30er Jahre für eine knappe Frist zugänglich waren. (Siehe die Briefe, die Nikolai Bucharin, zuvor eine zentrale Persönlichkeit in der Führung der Partei,

aus dem Gefängnis an den geliebten Genossen Stalin schrieb.)

Credo quia absurdum

Grimms Wörterbuch, das den Schlüsselbegriffen »Glaube« und »Glauben« insgesamt 72 eng bedruckte Seiten widmet, führt für die Formel »dran glauben sollen oder müssen« fast ausschließlich literarische Zeugnisse aus dem 19. Jahrhundert an: den Stückeschreiber August von Kotzebue und Wilhelm Raabe, den »Jungdeutschen« Karl Gutzkow und als letzten Gerhart Hauptmann mit den »Webern«, in denen einer der Männer durch die Redensart freilich nicht zum Tode, sondern zur Heirat verurteilt wird. Hinweise auf andere Lexika, unter anderem das der »Soldatensprache« oder Fischers Schwäbisches Wörterbuch, deuten wohl auf ältere Quellen zurück.

Der Glaube hatte es niemals leicht, mag heutzutage mancher der würdigen Monsignori im Vatikan seufzen, doch in diesen bösen Zeiten habe er es schwerer denn je. Trost bietet den von Zweifeln, ja Verzweiflungen heimgesuchten Seelen – nicht nur in Rom, sondern gleichermaßen in den Amtszimmern protestantischer Oberkirchenräte – immer wieder, wie es auch früher war, das andere schwierige Glaubenswort: »Credo quia absurdum«, das Tertulian, dem Zeugen der frühchristlichen Gemeinden im 2. Jahrhundert nach der Zeitenwende, zugeschrieben wird: Ich glaube, weil es absurd, weil es widersinnig, weil es unglaublich ist – kurzum: ein Wunder. Doch die nachdenklicheren Hirten der Christenheit wissen sehr wohl, dass die meisten der Seelen, die ihnen anvertraut sind, diesen dialektischen Sprung schon lange nicht mehr vollziehen. Eine Mehrheit – auch und gerade in erzkatholischen Ländern wie Italien und Spanien – schert sich um Lebenslehren des Vatikan nicht im Geringsten. Die niedrigen Geburtenraten be-

weisen, dass sich so gut wie niemand mehr um die Vorschriften zur Empfängnisverhütung kümmert: Die Frauen schlucken sozusagen unter den Augen des Papstes die Pille, und die Männer ziehen sich ohne Rücksicht auf die scheelen Blicke der Priester die Kondome über. Das mag noch hingehen. Ernster nehmen die Hierarchen den Ungehorsam in Sachen Scheidung – für Katholiken immerhin der Bruch eines Sakramentes – und die Abtreibung.

Die Monsignori in Rom, aber auch die Herren des deutschen Episkopats wissen so gut wie die evangelischen Bischöfe und ihre Räte, dass die Majorität der nominellen Mitglieder ihrer Kirchen, womöglich sogar die Mehrheit der praktizierenden Christen, zentrale Elemente des Glaubens nicht länger akzeptieren. Nur 37 % der Deutschen insgesamt und bloß 20 % der Ostdeutschen sind der Überzeugung, dass Gott die Welt geschaffen hat. Nur 35 % bekennen sich zur Dreifaltigkeit Gottes – lediglich 16 % in der Ex-DDR. Nur 37 %, bzw. 17 % in Ostdeutschland, glauben an ein Leben nach dem Tod – gegenüber 74 % der Amerikaner. In der alten Bundesrepublik hoffen 24 % auf die Auferstehung von den Toten, in den neuen Bundesländern nur 10 %.

Leidenschaftsloser Glaube

Wer aber die Auferstehung des Leibes nicht für möglich hält, erwartet auch kein »Jüngstes Gericht«, wie es das Neue Testament verheißt. Er lebt und stirbt nicht mehr in der Erwartung einer letzten Instanz, deren Urteil er seine Existenz in Zeit und Ewigkeit unterwirft. Dies ist vielleicht die bitterste Einsicht: In den Seelen der Kirchenmitglieder und in der Gesellschaft wird keineswegs ein leidenschaftlicher Kampf um diese Kernelemente des christlichen Credo ausgetragen. Man betet sie, weil es das Ritual so will, beim gelegentlichen Got-

tesdienstbesuch widerstandslos, ja gleichgültig mit. Zweifel werden nicht oder nur selten geäußert. Dem Klerus bleibt damit eine Debatte erspart. Vor allem sind die Priester und Pastoren nicht gezwungen, den Zweifelnden und den Leugnern die Tür zu weisen oder ihnen die Kommunion zu verweigern. Dies wäre das Ende der Volkskirchen.

Aber wie lebt eine Kirche, deren Charakter nur noch dank einer Verschwörung des Schweigens gewahrt wird? Wie begreifen sich die Hüter des Glaubens selber, die gut genug wissen, dass die meisten Mitglieder ihrer Gemeinde in Wahrheit Ungläubige sind – zumindest was die zentralen Aussagen des Credo angeht? Man kann von einer gewollten Blindheit reden, auch von einer wohlwollenden und vor allem

bequemen Verlogenheit. Oder von einer zynisch überspielten Schizophrenie.

Wie lange aber kann die Distanz zwischen Glaubensanspruch und Glaubenswirklichkeit überbrückt werden? Lässt man die Glaubenswelt im Sumpfgelände zwischen verordneter Lüge und Indifferenz versacken – einfach so? Oder bricht die Krise eines nicht zu fernen Tages auf? Findet sich eine kleine Heerschar der Aufrichtigen – bei den Katholiken wie bei den Protestanten –, die den Mut zu einer zweiten Reformation einfordert, da es mit einem Vaticanum III nicht getan sein wird? Die Reform ist überfällig. Wenn sie versäumt wird, bleibt der Christenheit in der westlichen Welt nicht viel anderes als die Erinnerungspflege einer großen Kultur. Auch das ist eine schöne Aufgabe.

Kai Hafez

Kein Gespür für Rassismen

Islamfeindlichkeit in Europa und ihre gesellschaftlichen Folgen

Islamfeindlichkeit ist in Europa ein altes Phänomen, das in der Wissenschaft aber erst in den letzten Jahren ausreichend Beachtung gefunden hat. In der Öffentlichkeit besteht in dieser Hinsicht noch ein enormer Nachholbedarf. Ein Überblick zum Stand der Diskussion.

Kai Hafez

(* 1964) ist seit 2003 Professor für Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt Vergleichende Analyse von Mediensystemen/Kommunikationskulturen an der Universität Erfurt und 2010/11 zugleich Visiting Fellow der American University in Cairo.
kai.hafez@uni-erfurt.de



Immer mehr sozialwissenschaftliche Studien bestätigen, was unstrittig den Kern einer jeden Definition von im politischen Raum gelegentlich umstrittenen Begriffen wie »Islamfeindlichkeit« oder »Islamophobie« ausmacht: Ein großer Teil, wenn nicht

die Mehrheit europäischer Bevölkerungen, lehnt den Islam generell ab, identifiziert ihn mit negativen Attributen wie Gewalt und Unterdrückung und hält die Religion für unvereinbar mit westlichen Werten und westlicher Kultur.

Die Attentate von 9/11 waren nicht der Auslöser islamfeindlicher Einstellungen, haben aber ihre sozialen Konsequenzen verschärft. Islamophobie spielt eine nicht unbeträchtliche Rolle – etwa bei Konflikten um Moscheebauten –, und sie wird zum Ausgangspunkt einer neuen Form rassistischer Gewalt auf muslimische Einrichtungen und auf Muslime selbst.